

Tagungsbericht  
**„Regionalisation and the Integration of the Mediterranean World  
in Late Antiquity“**

Heidelberg und Frankfurt, 3.-6. Juni 2010

Das Thema der unter der Ägide von Michael Kulikowski (Pennsylvania State University), Hartmut Leppin (Frankfurt) und Sebastian Schmidt-Hofner (Heidelberg) im Rahmen des „Internationalen Netzwerks zur Erforschung der Spätantike“ veranstalteten Tagung, die Desintegration der Mittelmeerwelt an der Epochenwende von der Spätantike zum Frühen Mittelalter, zählt zu den fundamentalen Prozessen der europäischen Geschichte und ist daher seit jeher Gegenstand der historischen Debatte. Die römische Herrschaft hatte einen über fünf Jahrhunderte hinweg stabilen politischen Raum geschaffen, der durch eine bislang ungekannte Intensität des ökonomischen und kulturellen Austauschs charakterisiert war. Die wirtschaftliche Stabilität langer Friedenszeiten, ein gewaltiger staatlicher Umverteilungsmechanismus, ein einheitliches Rechtssystem und Münzwesen und andere Faktoren förderten den Güteraustausch von Britannien bis in die Levante; Handel, Militär und Verwaltung sorgten für eine hohe Mobilität; all dies zusammen trug zur Verbreitung einheitlicher kultureller Ausdrucksformen im Mittelmeerraum bei: des Lateinischen und Griechischen als ‘linguae francae’, einer uniformen hellenistisch-römischen Monumentalarchitektur, der Ausbreitung des Spieleswesens, der Villenkultur und anderer mehr. Seit etwa 400 n.Chr. löste sich diese Welt – wenn auch je nach Region in unterschiedlicher Geschwindigkeit – auf. Kleinräumigere politische Gebilde traten an die Stelle des zentralistischen römischen Staates; das mediterrane Austauschsystem zerfiel in regionale Wirtschaftsräume von sehr unterschiedlicher Prosperität und häufig geringer überregionaler Anbindung; Regionalisierungsprozesse finden sich in der Sachkultur vom Städtebau bis zum Tafelgeschirr und äußerten sich in der Neuformierung der Identitäten. Am Ende der Entwicklung stand die stark diversifizierte Welt des Mittelalters und seine neuen historischen Räume.

Während das Faktum der Desintegration im Ergebnis kaum zu bestreiten ist, debattiert man bis heute über das Ausmaß und die Auswirkungen der Regionalisierungsprozesse. Ebenso umstritten ist nach wie vor die Frage nach den Ursachen und dem zeitlichen Rahmen dieser Prozesse. In jüngster Zeit ist diese Debatte durch mehrere große Erzählungen – stellvertretend seien hier nur McCormick 2001 und vor allem Wickham 2005 genannt – wieder ins Zentrum der Spätantike-Forschung gerückt worden. Gleichzeitig ist in diesen und anderen neueren Epochenüberblicken (etwa Whittow 1996; Horden/Purcell 2000; Wickham 2009) das Bemühen erkennbar, alte, letztlich an diesem Regionalisierungsprozess geformte historische Denkmuster, die bis heute in Fächergrenzen zementiert sind, aufzubrechen: nämlich die Trennung des lateinischen Abendlandes vom byzantinisch-slawischen Osten und dem islamischen Süden; stattdessen wird jetzt zunehmend versucht, die Interdependenzen und das Verbindende dieser Welten herauszuarbeiten oder sie zumindest in einer komparatistischen Gesamtschau wieder zusammenzubringen. Der Zeitpunkt schien daher gegeben zu sein, erneut über Ursachen, Verlauf und Umfang dieses Regionalisierungsprozesses nachzudenken.

Das „Internationale Netzwerk zur Erforschung der Spätantike“, in dem sich seit 2008 Spätantike-Forschern aller in dieser Epoche arbeitenden Disziplinen mit Schwerpunkt in Deutschland und dem angloamerikanischen Raum zusammengeschlossen haben, setzte damit eine Tagungsserie fort, die 2009 mit einer Konferenz in Knoxville (Tennessee) begonnen hat und sich mit der für die Epoche charakteristische Spannung von Zentralisierung und Partikularisierung, von integrativen und desintegrativen Tendenzen in der Kultur-, Wirtschafts- und Politikgeschichte der Zeit befasst. Thema der Konferenz 2009 war die Frage nach der Integration oder Desintegration der spätantiken Eliten; Sektionen behandelten die Transformation der traditionellen Reichs- und Lokaleliten und ihrer Selbstdarstellung, ihr Verhältnis zu neuen,

„barbarischen“ und christlichen Eliten und überhaupt die Folgen der Christianisierung in diesem Kontext. Ein Tagungsbericht und Zusammenfassungen der Vorträge, mehr Informationen über das Netzwerk generell und die Ankündigungen weiterer Tagungen finden sich auf der Webseite [www.LA-network.org](http://www.LA-network.org).

Der Schwerpunkt der aktuellen Forschungsdiskussion über Ausmaß, Ursachen und Verlauf der spätantiken Regionalisierungsprozesse liegt auf den ökonomischen und kulturellen Strukturen, die die Einheit des Mittelmeeres ausmachten, und auf deren langsamem Auseinanderbrechen. Auch wenn ein wichtiger Aspekt der Debatte die Frage ist, in welchem Maße die ökonomische und kulturelle Desintegration durch die politische Fragmentierung dieses Raumes zu erklären ist, blendete die Heidelberger und Frankfurter Tagung die Politikgeschichte daher bewusst aus und konzentrierte sich auf die Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Dabei ging es weniger darum, die Diskussion über einzelne Aspekte des Regionalisierungsparadigmas weiter voranzutreiben; Ziel war es vielmehr, den Stand der Debatte zu bestimmen sowie inhaltliche und methodische Fragestellungen für die weitere Diskussion zu auszuloten.

I. Die Frage nach der ökonomischen Desintegration der Mittelmeerwelt wird heute zumeist mit Henri Pirennes Schrift *Mahomet et Charlemagne* von 1936/7 verbunden. Darin und in früheren Arbeiten versuchte Pirenne den Nachweis zu führen, dass die Einheit des Mittelmeerraumes von der politischen Zersplitterung des Westens seit dem 5. Jahrhundert unberührt blieb und erst die arabische Expansion zur Desintegration und Neuformierung der Räume geführt habe. Sein Hauptargument dafür waren Nachrichten, die den Fortbestand einer seiner Meinung nach ungeschmälernten Handelsaktivität im Mittelmeer und in angrenzenden Gebieten bis ins späte 7. Jhd. nahelegen schienen, als diese Verbindungen im Zuge der arabischen Eroberungen zusammengebrochen seien. Pirenne war keineswegs der einzige, der im früheren 20. Jhd. über diese Fragen nachdachte, doch blieb seine Schrift wegen ihrer pointierten Katastrophentheorie seither der Referenzpunkt einer Fülle dadurch angeregter Arbeiten (zu Pirenne und der Forschungsgeschichte vgl. Delogu 1998 und die anderen Beiträge dieses Bandes sowie Lückcrath 2003). Die Debatte ist seit den 1970er Jahren jedoch auf eine gänzlich neue Grundlage gestellt worden: Bezog sie sich bis dahin fast ausschließlich auf Schriftquellen und der Numismatik, begann man jetzt, systematisch die archäologische Evidenz heranzuziehen, und zwar vor allem die Keramik, d.h. Amphoren, in denen Wein, Öl und andere Güter transportiert wurden, sowie Feinkeramik (insbesondere Tafelgeschirr und Öllämpchen), die als Beifracht verbreitet wurden (Pionierarbeit etwa bei Hayes 1972 und 1980, Keay 1984). Die Debatte wurde durch diesen neuen Quellenbestand in mehrfacher Hinsicht erweitert. So erlaubte jetzt die relative Fülle der Keramikfunde im gesamten Mittelmeerraum, über die punktuellen Nachrichten der Schriftquellen hinaus quantitativ besser abgesicherte und statistisch verlässlichere Aussagen über die Verbreitung von Waren und über den Umfang des Güterausstauschs zu treffen, und zwar auch dort, wo Schriftquellen fehlen. Zugleich wurden so statistisch belastbarere Aussagen über historische Veränderungen des Güterausstauschs und eine regional differenzierte Betrachtung möglich. Außerdem ließ sich so zeigen, dass nicht nur Luxusobjekte ausgetauscht wurden – was es zweifellos immer gab: Gewürze, Glas, Parfüms, Steine etc. – sondern auch Massengut.

Auf dieser Grundlage ist mittlerweile in den Grundlinien ein gewisser Konsens über die historische Entwicklung des Mittelmeerhandels erzielt worden, den Mark Whittow (Oxford) in seinem Vortrag einleitend vorstellte: Die Omnipäsenz afrikanischer Amphoren und Feinkeramik im gesamten Westen bis ins 1. Viertel des 5. Jhdts. bezeugt einen intensiven Güterausstausch über weite Strecken; afrikanische Feinkeramik erreicht in dieser Zeit auch viele Märkte in der Osthälfte des Mittelmeers. Ähnlich stellt sich die Situation im weiteren Verlauf des 5. Jahrhundert dar, wenn auch mit einem leichten Rückgang der afrikanischen Dominanz, die mit einer erhöhten Präsenz von Importen aus dem Ostmittelmeerraum im Westen, darunter

dem berühmten Wein von Gaza, kompensiert wird. Diese Tendenz setzt sich im Westen im Lauf des 6. und früheren 7. Jhdts. fort, wobei die Evidenz für interregionalen Warenverkehr insgesamt zunehmend rückläufig wird und dann im Laufe des 7. Jahrhunderts einen Tiefpunkt erreicht. Im Osten, der gerade in jüngster Zeit verstärkt Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat (überblicksweise Decker/Kingsley 2001; Laiou/Morrisson 2007) zeigt die Keramik einen äußerst lebhaften Handel bis ins erste Viertel des 7. Jhdts., dann beginnt ein offenbar relativ schneller Niedergang, der ebenfalls bis ca. 700 anhält. (Tortorella 1983, Panella 1983 und 1986, Sodini 2000; Loseby 1998 und 2000 für den Hafen von Marseille, Piéry 2005). Darin trifft sich der Keramikbefund mit den Schriftquellen (am vollständigsten bei Claude 1985).

Eine wichtige Schlussfolgerung aus diesem neuen Bild ist, dass das politische Auseinanderbrechen des Mittelmeerraums keine unmittelbaren Wirkungen auf den Warenaustausch hatte: Weder die germanischen Eroberungen noch später die sassanidischen und arabischen scheinen unmittelbare Folgen im Befund hinterlassen zu haben. Selbst als die Vandalen die staatlichen Getreidetransporte nach Rom beendeten, deren Flotte den afrikanischen Fernhandel wesentlich befördert hatte, scheint dies dem afrikanischen Export zunächst keinen Abbruch getan zu haben; Warenströme wurden lediglich umgelenkt, wie etwa eine plötzliche Steigerung afrikanischer Importe in Spanien zeigt (Reynolds 1995). Auch im Ostmittelmeerraum zeitigte die sassanidische Eroberung der Levante, so die Forschung, keine direkt sichtbaren Folgen, während der dann bald einsetzende Niedergang unabhängig von der arabischen Expansion zu sehen sei. Auch die Numismatik bestätigt dieses Bild, wie Filippo Carlà (Heidelberg) zeigte: Bis mindestens zur Mitte des 6. Jhdts. blieb der Mittelmeerraum durch ein einheitliches Münzsystem verbunden, das auch die gentilen Königtümer im Westen umfasste. Erst im späteren 6. Jhdts. begann die "nationale Phase" der Münzprägung, in der die gentilen Königreiche Münzen auf eigenem, nicht mehr an Konstantinopel orientierten Fuß mit entsprechend beschränktem, regionalem Umlauf ausgaben. Die zur Erklärung dieses Bruchs in der Regel herangezogenen politischen Rupturen können dies, wie Carlà argumentierte, allerdings nicht befriedigend erklären, zumal Regionen wie das langobardische Oberitalien am römisch-byzantinischen Währungssystem festhielten. Vielmehr spiegele das Aufkommen regionaler Währungen die in den entsprechenden Regionen auch in anderen Quellengattungen zu beobachtenden ökonomischen Regionalisierungsprozesse, die eine Orientierung am mediterranen Fernhandel und seiner Währung nicht mehr erforderlich machten. Das Problem der Desintegration des mediterranen Währungssystems sei also umzudrehen: Es gehe nicht um die Fahndung nach politischen Ursachen, sondern darum zu fragen, welche ökonomischen Prozesse dazu führten, dass die gentilen Königreiche die Vorteile dieses Systems nicht mehr sahen und sich daher leisten konnten, es aufzugeben.

Damit bleibt aber die Frage nach den Ursachen der ökonomischen Transformation der Mittelmeerwelt im späteren 6. und 7. Jhdts. Hier ist Debatte derzeit noch völlig im Fluss: Auf der Nachfrageseite hat man etwa den demographischen Niedergang, die Schrumpfung städtischer Konsumzentren, die Verarmung der besitzenden Schichten oder den Zusammenbruch effizienter Mechanismen der staatlichen Ressourcenextraktion namhaft gemacht, ohne dass sich ein Konsens abzeichnet. Als Neuanatz in dieser Debatte plädierte Mark Whittow daher im zweiten Teil seines oben genannten Beitrags dafür, komparatistische Perspektiven in die Diskussion einzuführen und demonstrierte dies an einem Vergleich der Spätantike mit spätmittelalterlichen Agrarverhältnissen in England. Die dort sichtbare marktorientierte Überschussproduktion von Kleinbauern für regionale und interregionale Märkte lasse sich auch als Paradigma für spätantike Verhältnisse nutzen; von Kleinbauern belieferte regionale Märkte hätten demnach eine bedeutend größere Rolle gespielt als gemeinhin angenommen, und Änderungen dieser Sozialstruktur – aus welchen Gründen auch immer – könnten demnach einen wesentlichen Beitrag für den Niedergang überregionaler Handelsbeziehungen gespielt haben. Als Niedergangsfaktor auf der Angebotsseite wird, zumindest für den Westen, häufig auf das Ende der staatlichen Subventionen für den Transport der *annona* verwiesen, weil so der daran

angehängte kommerzielle Handel nicht mehr lukrativ gewesen sei. Dies wirft die seit jeher umstrittene Frage auf, welcher Anteil des Warenaustauschs wirklich kommerzieller Natur und welcher staatlich oder durch Großgrundbesitzer wie die Kirche organisiert war (vgl. dazu neuerdings nur Hendy 1989; Lo Cascio 1999; Whittow 2003). Das klassische Paradigma dieser Problematik griff der Vortrag von John Weisweiler (Cambridge) auf: die Lebensmittelversorgung der Stadt Rom. Weisweilers Argument zielte darauf, dass die Frage in gewisser Hinsicht letztlich falsch gestellt sei, da der stadtrömische Adel in alle Stufen der Lebensmittelproduktion und des Transports eng involviert war: als Besitzer von Landgütern, die für die *annona* produzierten, durch die Besetzung von Ämtern in den einschlägigen Provinzen und in Rom selbst, durch Patronagebeziehungen zu den staatlichen und privaten Lieferanten etc. Private und öffentliche Interessen waren hier also vielfältig untereinander verwoben, die Grenzen zwischen kommerziellen und nicht-kommerziellen Warenverkehr fließend. Statt lediglich einen Zusammenbruch des staatlichen Transportwesens zu konstatieren wäre demnach zu fragen, so ließe sich dieses Ergebnis weiterentwickeln, wie sich diese halb privaten, halb öffentlichen Netzwerke und Interessenverflechtungen aufgrund der politischen Veränderungen wandelten und welche ökonomischen Auswirkungen dies dann hatte.

Eine zweite Schlussfolgerung aus dem sich seit den 1970er Jahren durchsetzenden neuen Bild des mediterranen Fernhandels in der Spätantike hat Chris Wickham in seiner monumentalen Studie *Framing the Early Middle Ages* (2005) gezogen. Auch Wickham geht es um die Neuformierung der historischen Räume Europas und der Mittelmeeranrainer im Prozess der Auflösung des, in seinen Worten, „römischen Weltsystems“. Seine Methode ist die des regionalen Vergleichs unter verschiedenen sozioökonomischen Blickwinkeln, um die Auseinanderentwicklung und Neuformierung der Regionen beschreiben zu können. Ein Aspekt dabei ist die Geschichte des mediterranen Fernhandels. Anders als die Forschung der letzten Jahrzehnte, die sich weitgehend darauf konzentrierte, die Geschichte des Austauschsystems selbst neu zu rekonstruieren, geht es Wickham darum, deren Ergebnisse wieder an die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Regionen rückzubinden, also den wechselseitigen Zusammenhang zwischen Produktionsweisen und Produktivität einer Region, intraregionalen Austauschprozessen, den in der Sozialstruktur begründeten Nachfragestrukturen und dem interregionalen Güteraustausch herauszuarbeiten. Die ökonomischen Transformationen stellen sich insofern nur als eine Facette eines Prozesses dar, der mit der unterschiedlichen Entwicklung einer ganzen Reihe soziokultureller Charakteristika der Mittelmeerwelt zusammenhängt, von der sozialen Stratifikation über die unterschiedlichen Ausformungen aristokratischer Machtentfaltung bis zur Rolle und Funktion der Städte. So habe, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, der auf diversifizierte Besitzstrukturen basierende, relativ breite gestreute Wohlstand und daraus resultierende starke Binnenmarkt in Regionen wie der Levante oder Ägyptens zu ganz anderen regionalen Entwicklungen im 6. und 7. Jhdt. geführt als etwa in Nordafrika, dessen traditionell starke Exportorientierung in derselben Zeit mangels interner Nachfrage zum Niedergang und der Isolation der Region beigetragen habe. Auf je eigene Weise habe aber beides im 7. Jhdt. zur Ausbildung kleinräumigerer ökonomischer und kultureller Systeme beigetragen.

Das Potential dieses die Wirtschafts- und Sozialgeschichte integrierenden Ansatz, der mittlerweile auch anderswo aufgegriffen wird (z.B. Kingsley 2003; Decker 2009), demonstrierten zwei Konferenzbeiträge mit Fallstudien zu unterschiedlichen Regionen der Mittelmeerwelt. Peter Sarris (Cambridge) untersuchte die Rolle der aristokratischen „Großen Häuser“ als Wirtschaftsfaktoren innerhalb Ägyptens und in den transregionalen Wirtschaftsbeziehungen im Osten des Mittelmeerraums. Gegen „primitivistische“ Modelle argumentierte er, dass der Großgrundbesitz nicht nur als Pachtzinsempfänger fungierte und im staatlichen Gütertransport eine Rolle spielte. Die Großen Häuser produzierten vielmehr in erheblichem Maße marktorientiert und stellten so sowohl im intra- als auch im interregionalen kommerziellen Güteraustausch einen bedeutenden Faktor dar, der für die kontinuierliche Prosperität Ägyptens

tens nicht zu gering veranschlagen sei. Eine zweite Fallstudie beschäftigte sich mit der Wirtschaftsstruktur des spanischen Binnenlandes; die Archäologin Kim Bowes (Cornell) ging dabei der Frage nach, wie die Blüte spanischer Villen im 4. und 5. Jhd. zu erklären sei. Dafür kommen nach Bowes zwei Deutungen in Betracht: Möglich wäre zum einen eine Rolle der Villenbetriebe in der Versorgung der gallischen Truppeneinheiten. Da es jedoch kaum Evidenz für ihre Anbindung an interregionalen Warentransport gibt, sei eher anzunehmen, dass die Villen vor allem für lokale und regionale Absatzmärkte produzierten. Die Größe und der prächtige Ausbau der Anlagen müssten dann allerdings anders erklärt werden. Denkbar sei, dass die Villenkultur Produkt einer regionalen, durch die erhöhte Präsenz der Reichsbürokratie möglicherweise noch befeuerten Elitenkonkurrenz war, die sich im relativ städtearmen Zentralspanien mehr als anderswo in der Villenkultur niedergeschlagen haben könnte.

II. Kultur- und kirchengeschichtlichen Aspekten des Regionalisierungsparadigmas war die zweite, etwas umfangreichere Hälfte der Tagung gewidmet. Vor allem in den ersten beiden Dritteln des 20. Jhdts. zeichnete man die Spätantike gerne als eine Epoche, in der die Dominanz der hellenistisch-römischen Reichskultur zugunsten vielfältiger regionaler kultureller Ausdrucksformen und Identitäten zurücktrat. Man hat dies an sehr verschiedenen Gegenständen festmachen wollen, von der unterschiedlichen Entwicklung des Städtewesens und der Stadtbilder über die Debatte um Reichs- und Volksrecht bis zu einer Renaissance vorrömischer Sprach- und Kulturelemente, etwa des Punisch-Libyschen oder Keltischen. Angeregt durch Santo Mazzarinos These von der ‚Demokratisierung der Kultur‘ in der Spätantike hat sich noch 2001 ein ganzes Themenheft der *Antiquité tardive* mit diesen und weiteren relevanten Phänomenen beschäftigt. Der Tenor der Vorträge war hier allerdings durchgängig eher kritisch. So setzte sich ein gemeinsamer Vortrag über das hierfür häufig bemühte Fallbeispiel des spätantiken Nordafrika von Christian Witschel (Heidelberg) und Philipp von Rummel (DAI Rom) mit der u.a. von David Mattingly (1987, 1995 u.ö.) vertretenen These auseinander, dass es seit dem frühen vierten Jahrhundert etwa in Tripolitanien zu einer Abkehr des Landesinneren von der in den Küstenstädten weiterhin dominierenden griechisch-römischen Reichskultur gekommen sei. Die dafür ins Feld geführten kulturellen Ausdrucksformen – etwa neue Siedlungs- und Bauformen, latinopunische Inschriften u.ä. – ließen sich zwar durchaus als ein Erstarken regionaler Identitäten deuten. Doch begegnet eine solche Hybridkultur bereits in der Hohen Kaiserzeit, und die anhaltenden ökonomischen Beziehungen dieser Gebiete mit den Küstenzonen sprächen ebenso wie die soziale Integration ihrer Eliten in das spätrömische Verteidigungssystem dafür, dass sich diese Gebiete bis mindestens ins fünfte Jahrhundert hinein nach wie vor als dem Reich zugehörig betrachteten. Dasselbe gelte auch nach der vandalischen Eroberung, wie in diesem Fall das Beispiel der Byzacena zeige; auch hier halte die für eine schnelle ‚Berberisierung‘ und Abkoppelung des Hinterlandes ins Feld geführte Evidenz der Überprüfung nicht stand, dieser Prozess – der im Ergebnis nicht zu bestreiten ist – vollzog sich sehr viel langsamer als weithin angenommen. Gerade auch vor dem Hintergrund der jüngeren Romanisierungs- und Ethnogenesedebatte wird man, so zeigte dieser Vortrag, also sehr viel vorsichtiger mit der Vorstellung regionaler Identitäten in der Spätantike operieren müssen.

Ähnlich skeptisch äußerte sich Annette Haug (Leipzig) zu der Debatte, ob sich in der Entwicklung der Städte und Stadtbilder in der Spätantike regionale Sonderentwicklungen beobachten lassen und wie diese zu erklären sind. Am Beispiel Norditaliens führte sie vor, dass hier von Stadt zu Stadt so unterschiedliche und heterogene Entwicklungen zu verzeichnen sind, dass es trotz bestimmter homogener Erscheinungen (etwa im Kirchenbau und der allgemeinen Schrumpfung der Städte) letztlich kaum möglich sei, regionale Tendenzen zu beschreiben. Ähnliches gilt für das Recht, wie Thomas Kruse (Wien) darlegte: Das Beispiel des Archivs des Dioskoros von Aphrodite zeige, dass man im Ägypten des sechsten Jahrhunderts über das geltende Reichsrecht wohlinformiert war und darauf in privaten Rechtsverein-

barungen rekurrierte. Genauso selbstverständlich nutzte man in Rechtsstreitigkeiten weiterhin die römischen Rechtsinstitutionen sowie das Petitions- und Reskriptensystem. Ein Vordringen regionaler Rechtsformen und eine Dominanz nicht-staatlicher Instanzen der Konfliktlösung, wie es in der älteren Forschung vertreten wurde (wobei es letztere in gewissem Umfang sicherlich auch gab), sei der Evidenz jedenfalls nicht zu entnehmen.

Besonders intensiv diskutiert wurde das Regionalisierungsparadigma in Bezug auf die Kirchengeschichte. Das klassische Beispiel für die Thematik ist der Aufstieg des Syrisch-Aramäischen und des Koptischen zur Liturgie- und Literatursprache und die etwa zeitgleiche Entstehung der nicht-chalkedonischen Kirchen des Ostens im 5. und 6. Jdt. Beides wurde lange als Ausdruck und zugleich Motor antiimperialer Regionalismen oder gar separatistischer Nationalbestrebungen gedeutet. Schon 1959 jedoch hatte A.H.M. Jones in einem grundlegenden Artikel dargelegt, dass für separatistische Tendenzen weder Evidenz existiert noch überhaupt die Voraussetzung dafür gegeben war, da keines der christologischen Bekenntnisse des Ostens mit einer Region oder gar einer ‚ethnischen‘ Identität assoziiert war. Außerdem war der Gebrauch der Volkssprachen anstelle des Griechischen nicht an ein Bekenntnis, sondern an den sozialen Kontext gebunden (Brock 1994, Millar 1994 und 1998). In veränderter Form lebt das Regionalisierungsparadigma in diesem Bereich aber fort, etwa im Zuge postkolonial inspirierter Studien (vgl. etwa Davis 2004). Und in der Tat lässt sich kaum bestreiten, dass zum Beispiel die ägyptische Kirche eine starke regionale Identität ausbildete, die durch spezifische Formen der Frömmigkeit und Liturgie ebenso wie durch den zunehmenden Gebrauch des Koptischen und vor allem die geschlossen antichalkedonische Position genährt wurde. Andererseits stellt sich die Frage, ob diese regionale Identität tatsächlich zu einer Abschottung der ägyptischen Kirche nach außen führte. Von dieser Problematik ging der Vortrag von Edward Watts (Indiana University Bloomington) aus: Am Beispiel einer unter dem Namen des Theopistos überlieferten Vita des Bischofs Dioskoros von Alexandria zeigte er, dass ein Text, der unzweifelhaft im Kontext regionaler ägyptischer Identitätsstiftung zu sehen ist, keineswegs desintegrative Wirkungen innerhalb des Christentums spiegeln muss. Denn der Text wurde im syrischsprachigen Raum rezipiert und konnte so zu einem Moment überregionaler antichalkedonischer Identitätsstiftung werden. Ein anderes Beispiel, Illyricum im vierten Jahrhundert, stellte Henrik Hildebrandt (Berlin) vor. Auch hier zeigt eine Detailstudie der theologischen Positionen illyrischer Kirchenführer und Synoden, dass eine Kirche von anderweitig durchaus distinkter regionaler Prägung voll in die Debatte der Oikumene integriert war. Dieselbe interregionale Vernetzung kirchlicher Debatten demonstrierte nicht zuletzt noch einmal Danuta Shanzer (Urbana-Champagne) am Beispiel der Entstehung des Gottesbeweises und der Auseinandersetzungen um seine Zulässigkeit; ihr Vortrag lenkte damit zugleich den Blick auf einen Fall, in dem ursprünglich lokale oder regionale kirchliche Praktiken später überregionale Verbreitung fanden.

Standen bei diesen Beiträgen konkrete Fallbeispiele im Vordergrund, ging eine Reihe von Vorträgen den institutionellen und politischen Bedingungen der Regionalisierungsprozesse im spätantiken Christentum nach. Winrich Löhr (Heidelberg) untersuchte anhand eines Überblicks über die institutionelle Entwicklung der Kirche, in welchem Maße die sich ausbildenden Strukturen integrative oder eher desintegrative Tendenzen begünstigten. Dabei kam er zu dem Schluss, dass Faktoren wie die Orientierung der kirchlichen Sprengel an Verwaltungsgrenzen bei zugleich mangelnder Hierarchisierung, der unklare Status und Radius lokaler Synoden oder regionale Machtakkumulationen wie im Falle der Bischöfe von Alexandrien in Ägypten oder von Rom in Unteritalien auf je unterschiedliche Weise insgesamt eher gegen eine Zentralisierung wirkten und die Ausbildung von Regionalismen beförderten. Eine wichtige Institution in diesem Zusammenhang griff Hanns-Christof Brennecke (Erlangen) in seinem öffentlichen Abendvortrag heraus, in dem er die Entwicklung der überregionalen Synoden vom dritten bis zum fünften Jahrhundert nachzeichnete. Dabei ging es ihm darum zu zeigen, wie sich Synoden im Laufe dieses Prozesses aus eher marginalen Anfängen zu einem

zentralen und bald unersetzlichen Kommunikationsmedium zwischen Kaiser und Kirche entwickelten, das für beide Seiten bindend war und, obwohl häufig unkalkulierbar, bald nicht mehr in Frage gestellt werden konnte. Synoden seien so ein wichtiger Faktor für die Integration der Gesamtkirche geworden. Damit ist ein weiterer Faktor angesprochen, die Rolle des Kaisertums. Alexandra Hasse-Ungeheuer (Frankfurt) untersuchte in ihrem Vortrag, wie Justinian unterschiedliche Mönchsgruppierungen zu instrumentalisieren versuchte, um der drohenden Desintegration der Kirche zwischen Ost und West und zwischen Chalkedoniern und Antichalkedoniern entgegenzusteuern. Der Einfluss der verschiedenen Gruppierungen im Mönchtum sei dabei kaum zu überschätzen, erwies sich für den Kaiser allerdings häufig als schwer kontrollierbar und wirkte insofern letztlich eher desintegrativ für die weitere Kirchengeschichte. Kai Trampedach (Heidelberg), der kurzfristig für Stephan Westphalen eingesprungen war, entwickelte in seinem Vortrag die These, dass die seiner Meinung nach von Justinian gebaute Marienkirche in Jerusalem („Nea-Kirche“) einem vom Kaiser selbst erdachten Konzept folgte, nämlich dem alten jüdischen Tempel einen neuen gegenüberzustellen. Der nicht zuletzt durch direkte kaiserliche Einflussnahme stets gewachsene Sonderstatus des Christentums im Heiligen Land erreichte damit einen weiteren Höhepunkt. Die umgekehrte Perspektive „von unten“ wählte dagegen der Vortrag von Volker Menze (Budapest), der das Kaiserbild Ephraims des Syrers zum Gegenstand hatte. Entgegen der etablierten Forschungsmeinung argumentierte Menze, dass Ephraim gerade kein eusebianisches Verständnis über die Rolle des Kaisers für die Kirche gehabt habe, sondern ihm in dogmatischen Fragen im Gegenteil jedes Recht auf Einmischung abgesprochen habe. Dieses Ergebnis darf deswegen besonderes Interesse beanspruchen, weil Ephraim wortwörtlich vom Rande des Imperiums aus schrieb und zudem das Scheitern kaiserlicher Macht bei der Einnahme seiner Heimatstadt Nisibis selbst erlebt hatte. Weitere Forschungen werden zeigen müssen, inwieweit dies für die provinzielle Wahrnehmung zentraler Einflussnahme auf die Kirche generell stehen kann.

Im Vortrag von Alexandra Hasse-Ungeheuer bereits angesprochen wurde schließlich ein letztes klassisches Thema des Regionalisierungsparadigmas, die geistige und kulturelle Entfremdung von Ost und West. Die Debatte darum wogt bekanntlich seit langem hin und her: Auf der einen Seite steht die These einer wachsenden Entfremdung seit spätestens der zweiten Hälfte des 5. Jhdts., für die man traditionell den Niedergang des Griechischen im Westen und, später, des Lateinischen im Osten vorbringt, die wachsende Unkenntnis der dogmatischen Diskussionen des Ostens im Westen oder die – allerdings ihrerseits umstrittene – Ignoranz eines Gregor von Tours über Vorgänge im Osten oder eines Agathias über die im Westen (vgl. Cameron 1968 und 1975). Auf der anderen Seite stehen anhaltende aristokratische Beziehungen, die diplomatischen Kontakte Konstantinopels mit den Franken und anderen Mächten des Westens, die intensive Einbindung des Papstes in die dogmatischen Auseinandersetzungen im Osten, die Pilger ins Heilige Land, der Import von Reliquien und Kunstgegenständen aus dem Osten und natürlich die Handelskontakte. All dies waren Faktoren einer beträchtlichen Mobilität und Kontaktdichte, die erst, wie der Handel, im Laufe des 7. Jhdts. einen (vorübergehenden) Tiefpunkt erreichte: So jedenfalls rekonstruiert es Michael McCormicks große Studie *Origins of the European Economy* (2001). Wie Wickhams Buch hat sie die Entstehung neuer historischer Räume, konkret des karolingischen Nordwesteuropa, aus der Desintegration der römischen Mittelmeerwelt zum Gegenstand, hebt dabei aber besonders auf menschliche Mobilität, Reiserouten, Transportmittel etc. ab. McCormicks Buch kann damit als Quintessenz einer ganzen Reihe älterer Studien gelten, denen es darum ging, die Kontinuität der Kontakte zwischen Ost und West herauszuarbeiten.

Allerdings hat jüngst etwa Mischa Meier mehrfach zu bedenken gegeben (grundlegend 2008), dass der Nachweis von Mobilität und politischen oder ökonomischen Kontakte alleine nichts zu der Frage beiträgt, ob und inwiefern es zu tieferliegenden Entfremdungen zwischen Ost und West kam, die sich etwa auf Glaubenspraktiken und -überzeugungen oder andere gesamtgesellschaftliche Diskurse von hoher Relevanz bezogen. Als ein Beispiel dafür, dass es

solche Entfremdungen gab, verweist er auf das eschatologische Denken, dessen Entwicklung in Ost und West ohne erkennbare Berührungspunkte ein völlig unterschiedlichen Verlauf nahm. Auch Peter Brown zielte bereits 1976 – übrigens in Auseinandersetzung mit Henri Pirenne – in dieselbe Richtung, als er divergierende Konzeptionen des Heiligen in Ost und West nachzeichnete, wie sie sich in Unterschieden hinsichtlich der Rollenmodelle heiliger Männer oder in bezug auf den Reliquien- und Bilderkult zeigten. Über weitere solche konzeptuellen Entfremdungen von Ost und West könnte man nachdenken, z.B. in bezug auf die Form und soziale Rolle von Mönchtum und Askese. Mischa Meier knüpfte in seinem Vortrag an seine erwähnten Überlegungen an und vertrat die These, dass um das Jahr 500 infolge des Akakianischen Schismas unterschiedliche ekklesiologische Auffassungen über die Rolle von Kaiser und Lehramt für die Definition des Glaubens zu einem grundsätzlichen Konflikt eskalierten, dessen Beilegung trotz intensiver Korrespondenz und Diplomatie an einem strukturell begründeten, profundem Unverständnis der gegenseitigen Positionen gescheitert sei. Diese „gescheiterte Kommunikation“ bezeichnete Meier als Ausdruck und zugleich Motor einer tiefergehenden Entfremdung zwischen Ost und West, die letztlich auf die ‚Trennung der Wege‘ von Ost und West im anbrechenden Mittelalter vorverweise.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass ‚Regionalisierung‘, wie diese – notwendigerweise selektive – Tagung zeigte, ein hybrider Begriff ist, der sehr unterschiedliche Prozesse bezeichnet: strukturgeschichtliche (die ökonomische und soziologische Auseinanderentwicklung), kulturgeschichtliche (Sprache, Anschauungen oder Glaubenspraktiken), kirchengeschichtliche, und nicht zuletzt das alte Ost-West-Paradigma. Es versteht sich von selbst, dass die Tagung nur einen kleinen Ausschnitt davon behandeln konnte. Neben vielen einzelnen methodischen und inhaltlichen Einsichten zu unterschiedlichen Aspekten der Problematik lässt sich als ein übergreifendes Ergebnis aber festhalten, dass gerade in der Integration der verschiedenen Aspekte von Regionalisierung, wie es die Heidelberger und Frankfurter Tagung im Anschluss an die neuere Forschung (Wickham, McCormick) versucht hat, Potential für die weitere Forschung liegt.

Sebastian Schmidt-Hofner, Heidelberg.

### **Zitierte und ausgewählte neuere Literatur**

- Literaturhinweise zu den einzelnen Vorträgen enthalten die Abstracts auf [www.LA-network.org](http://www.LA-network.org)

#### *Neue regionenübergreifende Epochenbilder*

- P. Horden / N. Purcell: *The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History*, 2000.
- M. McCormick: *Origins of the European Economy: Communications and Commerce A.D. 300-900*, 2001.
- M. Whittow: *The Making of Orthodox Byzantium, 600-1025*, 1996.
- C. Wickham: *Framing the Early Middle Ages. Europe and the Mediterranean, 400-800*, 2005.
- C. Wickham: *The Inheritance of Rome. A History of Europe from 400 to 1000*, 2009.

#### *Pirenne*

- H. Pirenne: *Mahomet et Charlemagne*, 1937.
- P. Delogu: *Reading Pirenne again*, in: R. Hodges / W. Bowden (edd.): *The Sixth Century: Production, Distribution, and Demand*, 1998, 15-40.
- C.A. Lückcrath: *Die Diskussion über die Pirenne-These*, in: J. Elvert / S. Krauß (Ed.): *Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert* (Tagung Essen 2001), 2003, 55-69.

#### *Wirtschaftsgeschichte*

- D. Claude: *Der Handel im westlichen Mittelmeer während des Frühmittelalters*, 1985.
- M. Decker: *Tilling the Hateful Earth. Agriculture and Trade in the Late Antique East*, 2009.
- C. Panella: *Le anfore tardoantiche: centri di produzione e mercati preferenziali*, in: A. Giardina (ed.): *Società Romana e impero tardoantico III*, 1986, 251-284.
- J.W. Hayes: *Late Roman Pottery*, 1972 und *Supplement to Late Roman Pottery*, 1980.



- M. Hendy: Economy and State in Late Rome and Early Byzantium: An Introduction, in: id. The Economy, Fiscal Administration and Coinage of Byzantium, 1989.
- S. Keay: Late Roman Amphorae in the Western Mediterranean: A Typology and Economic Study. The Catalan Evidence, 1984.
- S. Kingsley / M. Decker (edd.): Economy and Exchange in the East Mediterranean during Late Antiquity, 2001.
- A. Laiou / C. Morrisson: The Byzantine Economy, 2007.
- S. Kingsley: Late Antique Trade: Research Methodologies and Field Practices, in: Lavan / Bowden (ed.): Theory and Practice in Late Antique Archaeology, 2003, 113-138.
- E. Lo Cascio: Canon frumentarius, suarius, vinarius: stato e privati nell'approvvigionamento dell'Urbs, in: W.V. Harris (ed.), The Transformations of urbs Roma in Late Antiquity, 1999, 171-182.
- S. Loseby: Marseille and the Pirenne Thesis, I: Gregory of Tours, the Merovingian Kings, and "un grand port", in: R. Hodges / W. Bowden (edd.), The Sixth century: Production, Distribution, and Demand, 1998, 203-229.
- S. Loseby: Marseille and the Pirenne thesis, II: "ville morte", in: C. Wickham and I. Hansen (edd.), The Long Eighth Century, 2000.
- M. Mackensen: Die spätantiken Sigillata- und Lampentöpfereien von El Mahrine (Nordtunesien): Studien zur nordafrikanischen Feinkeramik des 4. bis 7. Jahrhunderts, 1993.
- C. Panella: Merci e scambi nel mediterraneo tardoantico, in: Storia di Roma 3.2, 1993, 613-697.
- P. Reynolds: Trade in the Western Mediterranean, AD 400-700, 1995.
- D. Piéri: Le commerce du vin oriental à l'époque byzantine (Ve-VIIe s.): le témoignage des amphores en Gaule, 2005.
- J.-P. Sodini: Production et échanges dans le monde protobyzantin (IVE-VIIIe s.): le cas de la céramique, in: K. Belke et al. (edd.): Byzanz als Raum, 2000, 181-208.
- S. Tortorella: La ceramica fine da mensa Africana dal IV al VII secolo d.C., in: A. Giardina (ed.): Società Romana e impero tardoantico III, 1986, 211-225
- M. Whittow: Decline and Fall? Studying Long-term Change in the East, in L. Lavan / W. Bowden (edd.), Theory and Practice in Late Antique Archaeology, 2003, 404-423

#### *Regionale Identitäten*

- S.P. Brock: Greek and Syriac in Late Antique Syria, in: A.K. Bowman / G. Woolf (edd.): Literacy and Power in the Ancient World, 1994, 149-160.
- S. Davis, The Early Coptic Papacy: The Egyptian Church and its Leadership in Late Antiquity, 2004.
- A.H.M. Jones: Were Ancient Heresies National or Social Movements in Disguise?, in: Journal of Theological Studies 10 (1959), 280-298 (= The Roman Economy. Studies in Ancient Economic and Administrative History, 1974, 308-329).
- La 'démocratisation de la culture' dans l'Antiquité tardive: Themenheft AnTard 9 (2001).
- D.J. Mattingly: Libyans and the 'limes': Culture and Society in Roman Tripolitania, AntAfr 23 (1987), 71-94.
- D.J. Mattingly: Tripolitania, 1995.
- F. Millar: Il ruolo delle lingue semitiche nel vicino oriente tardo-romano (V-VI secolo), Mediterraneo Antico I/1 (1994), 71-93.
- F. Millar: Ethnic Identity in the Roman Near East, AD 325-450: Language, Religion and Culture, in: G. Clarke, Identities in the Eastern Mediterranean, 1994, 159-176.
- K. Trampedach: Reichsmönchtum? Das politische Selbstverständnis der Mönche Palästinas im 6. Jahrhundert und die historische Methode des Kyrill von Skythopolis, Millennium 2 (2005), 271-296.

#### *Ost und West*

- P. Brown: Eastern and Western Christendom in Late Antiquity: A Parting of Ways, in: D. Baker (ed.): The Orthodox Churches of the West, 1976, 1-24 (=Society and the Holy in Late Antiquity, 1982, 166-195).
- Av. Cameron: The Byzantine Sources of Gregory of Tours, Journal of Theological Studies 26 (1975), 421-426.
- Av. Cameron: Agathias on the Early Merovingians, Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa 37 (1968), 95-140.
- M. Meier: Eschatologie und Kommunikation im 6. Jahrhundert n.Chr. - oder: Wie Osten und Westen beständig aneinander vorbei redeten, in: W. Brandes/F. Schmieder (edd.), Endzeiten. Eschatologie in den monotheistischen Weltreligionen, 2008, 41-73.
- C. Sotinel: Emperors and Popes in the Sixth Century: The Western View, in: M. Maas (ed.), The Cambridge Companion to the Age of Justinian, 2005, 267-290.